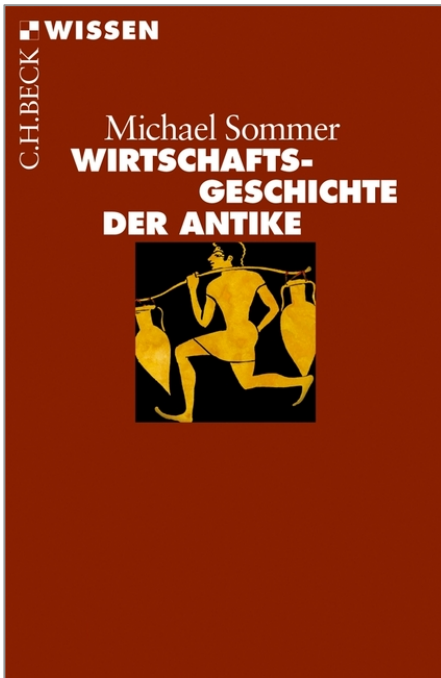


Unverkäufliche Leseprobe



**Michael Sommer**  
**Wirtschaftsgeschichte der Antike**

128 Seiten, mit 5 Abbildungen und 1 Karte.  
Paperback  
ISBN: 978-3-406-65480-0

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12369913>

## I. Einleitung: Szenarien

Am Anfang allen Übels war der Apfel. Er wuchs am Baum der Erkenntnis, von dem zu essen Gott Adam und Eva, seinen Kreaturen, verboten hatte. Doch zu verlockend waren die Früchte des Baumes: Eva erlag der Versuchung und gab auch Adam von dem Apfel zu kosten. Die Strafe folgte auf dem Fuß: «Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte: So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen.» Im Garten Eden, in den Gott Adam und Eva gesetzt hatte, wuchsen allenthalben Früchte. Die ersten Menschen hatten sich nur der Opulenz bedienen müssen, mit der Gott sie umgeben hatte. Jetzt verfügte ihr Schöpfer: «Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen.» Gott vertrieb den Menschen aus dem Paradies; Tod und Mühsal waren in die Welt gekommen (*Genesis* 3:17 und 19).

### **Von Krisen und Konjunkturen**

Wer antike Wirtschaftsgeschichte schreiben möchte, muss buchstäblich bei Adam und Eva anfangen. Zwar läßt die Episode ein zu theologischen und psychologischen Deutungen, doch ist sie, vom Standpunkt des Historikers, vor allem eines: eine Erzählung vom Goldenen Zeitalter, wie die antike Welt sie zu Dutzenden kannte. Zuerst taucht bei Hesiod, in griechischer Sprache verschriftlicht, der Mythos von einem «goldenen Menschengeschlecht» auf, das einst unter Zeus' Vater Kronos ein sorgenloses Dasein geführt habe, ohne Arbeit und Hungersnöte. Auf das «goldene» sei ein «silbernes» Geschlecht gefolgt, darauf die Heroen, die schließlich, in der Gegenwart, eine Gattung «eiserner» Menschen abgelöst habe: «Völlig verderbt;

auch senden die Götter noch lastende Sorgen» (Hesiod, *Werke und Tage* 176). Mit jeder Stufe habe sich der Abstieg der Menschheit zu einem immer mühevolleren, freudloseren und moralisch minderwertigeren Dasein fortgesetzt. Für die Zukunft prognostiziert Hesiod noch Schlimmeres: Zeus wird die Menschheit vernichten, «zurück wird bleiben der sterblichen Menschen / Düsterer Jammer, und Hilfe sich nirgends zeigen im Elend» (ebd. 200 f.).

Den Mythos griff später die griechische Philosophie in unterschiedlichen Varianten auf. Stets wird ein idealer Urzustand in eine ferne Vergangenheit projiziert. Die Gegenwart wird als Produkt eines längeren Verfallsprozesses gedeutet, auf den aber Regeneration folgen kann. Die meisten Lehren erweitern das mythische Modell um eine zyklische Komponente: Der im 5. Jh. v. Chr. lebende Vorsokratiker Empedokles meinte, die Menschheit habe anfänglich in Frieden, Liebe und Harmonie – *éros* – gelebt, bis *éris*, Streit, Einzug gehalten und der Eintracht ein Ende gesetzt habe. Wie später auch Platon und Aristoteles währte Empedokles die Menschheit seiner Zeit auf dem absteigenden Ast: *Éris* greife immer mehr um sich, bis einst, auf dem Höhepunkt ihrer Macht, die Umkehr zum *éros* einsetzen werde.

Man erkennt auf den ersten Blick, dass die Menschen der Antike die Entwicklungsperspektiven ihrer Welt elementar anders wahrnahmen als wir heute. Die Moderne ist tief geprägt vom Wachstums- und Fortschrittsaxiom des Industriezeitalters. «Unsere Kinder sollen es besser haben» ist seit Jahrhunderten das eigentliche Glaubensbekenntnis der industriellen Gesellschaft. Technologischer Fortschritt und ein stetig steigender Lebensstandard gelten – oder galten doch bis vor kurzem – als alternativlose Grundlagen der *conditio humana*. Tatsächlich wurzelt der Mythos vom ewigen, grenzenlosen Wachstum wohl noch tiefer: Seit den Anfängen von Landesausbau und intensiver Landwirtschaft in der mittelalterlichen Île-de-France ging es in Europa fast jeder Generation besser als der vorhergehenden. Unterbrochen nur von gelegentlichen Rezessionen, Seuchen und Kriegen, ist die Geschichte des Westens eine präzedenzlose Er-

folgssaga, deren Fortsetzung für alle Zukunft wir selbstverständlich erwarten.

Freilich reagiert eine vom Fortschrittsgedanken beseelte Gesellschaft besonders empfindlich auf Ereignisse, die ihrem optimistischen Weltbild zuwiderlaufen. Sie empfindet selbst Stagnation und schon gar wirtschaftliche Rückschläge regelmäßig als Katastrophen. Der «Gründerkrach» 1873, die Depression ab 1929 und der doppelte Ölpreisschock, mit dem 1973 und 1979 das deutsche Wirtschaftswunder endete, lagerten sich im kollektiven Gedächtnis ganzer Generationen ab. Starr vor Schreck verfolgt eine verunsicherte Welt heute die sich überschlagenden Hiobsbotschaften, mit denen die Wirtschafts- und Finanzredaktionen die Öffentlichkeit buchstäblich im Sekundentakt bombardieren. Wir haben, nicht erst seit Euro- und Bankenkrise, ein fast schon pathologisches Krisenbewusstsein entwickelt, dessen Gradmesser Börsenkurse und Anleiherenditen sind.

Ein solches Krisenbewusstsein war der Antike fremd, weil es ihrem Weltbild widersprach. Wohl gab es das Gefühl, dass Dinge im Argen lagen, und gewiss gab es Ansätze, daran etwas zu ändern. Das wohl beste Beispiel für einen pragmatischen Ansatz, eine in wirtschaftliche Schiefelage geratene Gesellschaft wieder aufzurichten, ist wohl Xenophons um 355/54 v. Chr. entstandene Schrift *Über die Staatseinkünfte*. Der Autor geht in dieser Schrift der Frage nach, wie die Stadt nach der Niederlage im Bundesgenossenkrieg (357–355 v. Chr.) und dem Verlust der maritimen Hegemonie dennoch ihren Wohlstand behaupten kann. Durch und durch pragmatisch analysiert er, wie die Ressourcen Athens und vor allem das Potential seiner Menschen effizienter nutzbar gemacht werden können. Xenophon argumentiert, Athen könne die Verluste mehr als wettmachen, wenn es den Handel stimuliere, die bisher als Metoiken diskriminierten ansässigen Nichtathener rechtlich besser stelle und Investitionen in die wirtschaftliche Infrastruktur tätige. Vor allem ruft er dazu auf, mehr öffentliches Geld in die Wirtschaft fließen und den Staat eine aktivere ökonomische Rolle spielen zu lassen.

Der Text mutet in seiner analytischen Geradlinigkeit geradezu modern an. Nüchtern lässt sich Xenophon von Nützlich-

keitserwägungen leiten, um Athen einen Weg aus der Krise zu weisen. Freilich hatte die Wirtschafts- und Finanzkrise der Stadt einen konkreten politischen Auslöser: den verlorenen Bundesgenossenkrieg. Der Gedanke, verlorenes außenpolitisches Terrain durch die Mobilisierung von Ressourcen im Innern zu kompensieren, lag also nahe. Dennoch ist Xenophons Traktat *Über die Staatseinkünfte* in seiner Prägnanz und Komplexität ein Solitär in der antiken Literatur: Ökonomische Theorie, die es wohl gab, war sonst fast immer Betriebswirtschaftslehre, bezogen auf den *oikos*, den Haushalt. Volkswirtschaftliches Denken hingegen war Mangelware, schon weil man für die großen gesellschaftlichen Notlagen, zu denen eben auch wirtschaftliche Probleme gehörten, in der Regel moralische Missstände verantwortlich machte.

Wenn wir von Krisen in der Antike sprechen, dann legen wir einen modernen, keinen antiken Maßstab an. Dabei kommt «Krise» von einem griechischen Wort: *krínein* bedeutet unter- oder entscheiden. Eine Krise ist also eine Entscheidungssituation, der Wendepunkt einer meist potentiell gefährlichen Entwicklung. Solche Krisen erlebten die Gesellschaften der alten Welt immer wieder, und meist waren wirtschaftliche Faktoren mit im Spiel. Die Ursachen waren ebenso vielfältig wie die Erscheinungsformen: Anpassungskrisen waren die sozialen Verwerfungen, die sich in der frühen Polis der griechischen Archaik um 600 v. Chr. (S. 52 ff.) und in der römischen Republik zu Beginn der Expansion außerhalb Italiens ab ca. 200 v. Chr. bemerkbar machten. Beide Male öffnete sich die soziale Schere, und immer größerer Reichtum konzentrierte sich in immer weniger Händen, während breite Massen in Armut absanken. Eine politische Krise, die sich zur Fiskal- und Legitimitätskrise des Prinzipats auswuchs und regional auch die Wirtschaft schwer in Mitleidenschaft zog, war die unruhige Periode, die das Imperium Romanum im 3. Jh. n. Chr. durchlitt, in der Zeit der sogenannten Soldatenkaiser. Zweimal wuchsen sich multifaktorielle Systemkrisen zu – gemessen an den geographischen Dimensionen der antiken Welt – globalen Katastrophenszenarien aus: am Ende der Bronzezeit (ca. 1200 v. Chr.) mit dem Zusammenbruch

der großen Palastzentren von Mykene über Hatti bis Assyrien (S. 42 f.), und am Ende der klassischen Antike mit dem Zerfall des Weströmischen Reiches. Auch unter ökologischen Krisen litt bereits die Antike. Ab dem 5. Jh. v. Chr. versumpfte die zuvor fruchtbare Pontinische Ebene im südlichen Latium, nachdem Kahlschlag im umliegenden Hochland die Fähigkeit der Berge, Wasser zu absorbieren, drastisch vermindert hatte. Und in Mesopotamien hinterließen Jahrhunderte des Bewässerungsfeldbaus ihre Spuren in Gestalt fortschreitend versalzender Ackerfluren; bereits in der Frühdynastischen Zeit (ca. 2900–2340 v. Chr.) zwang Versalzung Teile der Landbevölkerung zur Flucht in die auch deshalb rapide wachsenden Städte.

Lösungsansätze begnügten sich bestenfalls mit dem Herumkurieren an Symptomen. In Athen setzte Solon Anfang des 6. Jh.s v. Chr. als *diallaktés* («Wieder-ins-Lot-Bringer») eine allgemeine Entschuldung (*seisachtheía*) durch, konnte aber die zunehmende Spaltung der Gesellschaft, die geradewegs in die Tyranis des Peisistratos mündete, allenfalls verlangsamen. Ein zeitgenössisches, dem Theognis von Megara zugeschriebenes Lyrik-Corpus beklagt vor dem Hintergrund sozio-ökonomischen Wandels den Aufstieg neureicher Parvenüs und fordert wortreich die Rückkehr zu traditionellen aristokratischen Werten. Ähnlich prangert der Prophet Amos in Israel – zeitlich fast parallel – die Gewinnsucht vieler Zeitgenossen an, die ungezählte Glaubensbrüder in Abhängigkeit und Schuldknechtschaft gedrückt habe. Amos empfiehlt, wenig überraschend für einen Propheten, die Umkehr und Rückwendung zu Gott, der schließlich Israel aus der Knechtschaft in Ägypten befreit habe. Kaum besser war es um die Ursachenforschung am Tiber bestellt, wo den Kaisern, als im Imperium Romanum um 300 n. Chr. die Verbraucherpreise in die Höhe schossen, nichts Besseres einfiel, als per Dekret Höchstpreise zu diktieren (S. 84–86).

Noch abenteuerlicher muten Versuche an, eine aus den Fugen geratene Ordnung mit dem Beistand höherer Mächte wieder ins Lot zu bringen. 250 n. Chr. löste Kaiser Decius indirekt die erste Welle von Christenverfolgungen aus, indem er alle Untertanen per Edikt dazu zwang, ein Opfer darzubringen. Die Maßnahme

richtete sich nicht gezielt gegen Christen, sondern war ein Versuch, die Götter wieder für die römische Sache einzunehmen. Hatte man sich nicht ihren Zorn zugezogen, weil Opfer unterblieben waren und Altäre verwaist dalagen? Hintergrund des Opfergebots war vor allem die akute militärische Bedrohung durch Germanen und Sasaniden, doch dürfte auch die chronische Fiskalkrise als Missstand wahrgenommen worden sein. Das Rezept von Decius und vielen seiner Nachfolger war unmissverständlich: Wenn man Rom aus den Wirren des 3. Jh.s zu neuer Größe führen wollte, musste man sich mit den Göttern gut stellen.

Auch die Gegenseite wählte überirdische Mächte am Werk und rüstete rhetorisch auf. Cyprianus, Mitte des 3. Jh.s Bischof von Karthago, konstatierte in seiner Schrift *Ad Demetrianum* (3), die Bergwerke seien erschöpft, die Steinbrüche gäben nichts mehr her; Wirtschaft und Moral lägen darnieder: «Es fehlt der Bauer auf den Feldern, der Seemann auf den Meeren, der Soldat in den Kasernen, auf dem Forum die Ehrlichkeit, vor Gericht die Gerechtigkeit.» Freilich: Was sich liest wie das Szenario einer tiefen ökonomischen und sozialen Krise, entsprang in Wahrheit nur der Gewissheit, das Weltenende stünde unmittelbar bevor und mit ihm das Reich Gottes. Ähnlich deutete 150 Jahre später Augustinus die Plünderung Roms durch die Goten: Für ihn war das Fanal letztlich nur insofern bedeutsam, als sich im Niedergang des diesseitigen Rom die Ankunft der eigentlichen *civitas*, des Gottesstaates, ankündigte. Bei ihm wie bei Cyprian verband sich die pessimistische Verfallslehre traditionell-antiken Zuschnitts mit einer chiliastischen Heilserwartung, die Katastrophen in Vorboten der freudig erwarteten Apokalypse umdeutete.

Was aus heutiger Sicht bizarr erscheint, ergab in einer Welt, die sich von numinosen Mächten durchdrungen oder gar ihrem Ende nahe wähnte, durchaus Sinn. Wichtiger als Krisenfaktoren zu analysieren und ihnen pragmatisch zu begegnen, war es allemal, sich mit höheren Mächten gut zu stellen. Auch Diokletian beruft sich in der weitschweifigen Präambel zu seinem Höchstpreisedikt darauf, dass ihm von den Göttern der Auftrag

gegeben worden sei, der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Ohnehin hatten die politisch Verantwortlichen in der Antike keine Wirtschaftsweisen um sich. Ökonomie als Wissenschaft, die mehr war als die Summe von Erfahrungen, gab es nicht.

Die wenigen Beispiele sollen helfen zu verstehen, wie sehr die mentalen Dispositionen, die das wirtschaftliche Handeln von Menschen im Alten Orient, in Griechenland und in Rom leiteten, von modernem Denken abweichen. Im Gegensatz dazu ist Ökonomie heute eine Wissenschaft, die mit theoretischen Modellen und Methoden mathematischer Quantifizierung arbeitet. Krisen lassen sich so zwar nicht zuverlässig voraussagen und erst recht nicht verhindern, wohl aber analysieren und im günstigen Fall abmildern. Paradox genug: Ähnlich wie die antiken Philosophen denken moderne Wirtschaftswissenschaftler in Zyklen. Volkswirtschaften erleben Phasen des Auf- und Abschwungs, dazwischen liegen Perioden des Booms und, immer wieder, Konjunkturtäler. Nur folgen die Konjunkturzyklen von Marktwirtschaften ungleich schnelleren Rhythmen als die «Zeitalter» eines Empedokles oder Aristoteles. Mit einer Unzahl von Variablen und Parametern lässt sich messen, wie gesund eine Volkswirtschaft aktuell ist und in welche Richtung sie steuert.

Und in der Antike? Nicht ein Bruchteil dieser Daten lässt sich für das klassische Athen oder das Rom der Kaiserzeit erheben. Nicht nur, weil der enorme zeitliche Abstand viele Informationen unauffindbar macht, sondern auch wegen des offenkundigen Desinteresses der meisten antiken Autoren an ökonomischen Zusammenhängen, die über die Hauswirtschaft hinausgehen. Zu fragen ist deshalb, wie weit man kommt, wenn man das methodische Inventar der modernen Volkswirtschaftslehre auf vormoderne Gesellschaften anwendet. Die Nationalökonomie der Gegenwart ist mehrheitlich auf die sogenannte neoklassische Theorie eingeschworen, in deren Zentrum der *homo oeconomicus* steht: der wirtschaftlich denkende und handelnde Mensch, der seine Entscheidungen ausschließlich zweckrational trifft, ganz auf Mehrung des eigenen Nutzens bedacht.



### Kontroversen

Aber markiert nicht die Industrielle Revolution eine grundlegende Zäsur, die diesen *homo oeconomicus* erst geschaffen hat? Muss man nicht die Wirtschaft der Antike mit ganz anderen Maßstäben messen? Um diese Frage kreist seit gut 100 Jahren eine Debatte, die seither immer neue Pfade eingeschlagen hat, sich im Kern aber um das immer gleiche Problem der «Modernität» dreht. Erstmals war der in Leipzig lehrende Nationalökonom Karl Bücher (1847–1930) mit seinem aus mehreren Vorträgen hervorgegangenen Hauptwerk *Die Entstehung der Volkswirtschaft* 1893 an die Öffentlichkeit getreten. Darin bestritt er, den von Karl Rodbertus (1805–1875) geprägten Begriff der «Hauswirtschaft» aufgreifend, genau diese von vielen stillschweigend vorausgesetzte Modernität der antiken Wirtschaft. Der wesentliche Wirkungskreis der antiken Ökonomie sei der sich selbst genügende Haushalt gewesen, ihre Grundlage die agrarische Subsistenzwirtschaft, lehrte Bücher. Dagegen seien Handel, Gewerbe und die Orientierung an Märkten nur Randphänomene der hauswirtschaftlichen Ökonomie gewesen: «Es gibt keine volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und darum keine Berufsstände, keine Unternehmungen und kein Kapital im Sinne eines nur dem Erwerb dienenden Gütervorrats.» Erst in Jahrhunderten, folgerte Bücher weiter, habe sich über die Zwischenstufe der mittelalterlichen Stadtwirtschaft die moderne Volkswirtschaft und damit ein konsequent an Märkten orientiertes Wirtschaftsleben entwickelt.

Gegen Büchers Stufenkonzept polemisierte wortgewaltig Eduard Meyer (1855–1930), der international renommierte Althistoriker und Ordinarius in Halle. Für Meyer war die antike Wirtschaft keineswegs so grundverschieden von der ökonomischen Praxis seiner eigenen Zeit. Nicht als primitive Hauswirtschaft wollte er die antike Ökonomie verstanden wissen, sondern als Ausdruck einer «ihrem Wesen nach durchaus modernen Kultur». Erst ihre «innere Zersetzung» ab dem 3. Jh. n. Chr. habe die Mittelmeerwelt in ihren primitiven Urzustand zurückgeführt. Meyers Überblick, der vom Alten Orient

bis zur Spätantike reicht und die erste systematische Skizze der antiken Wirtschaft darstellt, schreckt deshalb auch vor begrifflichen Anleihen bei der Wirtschaftswissenschaft seiner Zeit nicht zurück: Stetig wächst das römische «Nationalvermögen», und die Schere zwischen «Großkapital» und «Proletariat» öffnet sich immer weiter.

Meyer und Bücher gelangten nicht nur zu gegensätzlichen Ergebnissen, auch ihre Prämissen und Methoden unterschieden sich von Grund auf. Anders als der Ökonom Bücher, der seine Gedanken vor allem deduktiv, in Form theoretischer Modelle, entwickelte, konnte Meyer als Fachmann aus einem reichen Quellenfundus schöpfen. Während Bücher von der konstruierten Abfolge der Stufen Hauswirtschaft – Stadtwirtschaft – Volkswirtschaft ausging, glaubte Meyer die Umrisse der antiken Ökonomie allein aus den Quellen heraus rekonstruieren zu können. Und gegen Bücher, der sich vor allem auf die Literatur und nicht zuletzt auf die griechische Philosophie mit ihrer durchweg konservativen Wirtschaftsethik stützte, führte Meyer die vermeintlich unwiderlegbare Beweismacht der Realien ins Feld.

Natürlich hat die archäologische Forschung unser Wissen gerade um ökonomische Parameter in den letzten 100 Jahren enorm vergrößert. Und doch scheiden sich die Geister in der Forschung noch immer an denselben Fragen, haben sich Methoden und Problembewusstsein seit den Tagen von Bücher und Meyer im Grunde genommen nur wenig verändert. So führt eine Kontinuitätslinie von Meyers Quellenpositivismus bis zum *Roman Economy Project* der Universität Oxford, das seit 2005 «quantifizierbare Corpora materieller und textlicher Zeugnisse» zusammenträgt. Ähnlich hatte schon der russischstämmige, in Yale lehrende Althistoriker Michael Rostovtzeff (1870–1952) in seiner Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der römischen (1926) und hellenistischen (1941) Welt große Mengen sehr unterschiedlichen – unter anderem papyrologischen, epigraphischen und archäologischen – Materials aus allen Teilen der antiken Welt gesammelt.

Gemeinsam ist allen diesen Ansätzen das Misstrauen gegenüber theoretischen Modellen. Der Schlüssel zum Verständnis

antiker Ökonomien liege im Material, glauben die «Modernisten» und verweisen auf ihre Befunde, die zu untermauern scheinen, dass Menschen im Altertum unter dem Primat derselben ökonomischen Vernunft handelten wie wir heute. Sie verkennen, dass sich in Zirkelschlüssen verrennen kann, wer Begriffe der modernen Ökonomie ohne eingehende Auseinandersetzung mit den dahinter stehenden Konzepten und Theorien auf vor-moderne Gesellschaften anwendet. Ein gutes Beispiel ist die Verwendung des Begriffs «Kapital» in seiner modernen, volkswirtschaftlichen Bedeutung als Gesamtheit aller Produktionsmittel. Legt man stillschweigend dieses Kapitalkonzept für die Antike zugrunde, ohne sich zu fragen, wie Zeitgenossen über ihr investiertes Vermögen dachten, wird man tatsächlich überall auf Kapital stoßen. Eine solche Herangehensweise läuft Gefahr, genau die Ergebnisse zu produzieren, die sie durch ihre eigenen impliziten Grundannahmen vorwegnimmt.

Gerade die wenigen Quellen aber, die Aufschluss geben könnten über konzeptionelles Wirtschaftsdenken in der Antike, werden von den Modernisten verworfen: als «Theorie», der die «Praxis» nicht entsprochen habe, wie schon Meyer behauptete. Stillschweigend gehen sie davon aus, die gegen das Gewinnstreben gerichtete Grundtendenz der griechisch-römischen Staatsphilosophie spiegele eine exklusive Minderheitenmeinung und sei als solche irrelevant für reale wirtschaftliche Abläufe. Ohne Frage sind Produktionskapazitäten, Betriebsgrößen, Technologien, Geldkreisläufe, Handelsvolumina allesamt wichtige Parameter, die helfen, Wirtschaftsprozesse zu *beschreiben* und, vielleicht, zu *erklären*, doch wird man eine Gesellschaft einschließlich ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten nur *verstehen*, wenn man sich auf ihr eigenes konzeptionelles Denken einlässt.

Hier setzt die zweite, direkt in Max Webers Tradition einer verstehenden Sozialwissenschaft stehende Schule an: die «Primitivisten», deren Hauptvertreter der austro-amerikanische Wirtschaftsanthropologe Karl Polanyi (1886–1964) und der amerikanische Althistoriker Moses Finley (1912–1986) sind. Polanyi hat immer wieder betont, die Wirtschaft sei, wenn überhaupt, dann nur in modernen Gesellschaften ein autonomes so-

ziales «Subsystem». Es gebe deshalb zwei Bedeutungsdimensionen des Begriffs «wirtschaftlich»: Ökonomisch kann Handeln sein, das darauf abzielt, mit knappen Ressourcen rational zu haushalten; Polanyi nennt dies die «formale» Bedeutung von «wirtschaftlich». Der Begriff kann sich aber auch ganz allgemein auf die «materielle Bedürfnisbefriedigung» des Menschen beziehen und meint dann die Versorgung mit Gütern – Polanyi spricht hier von einer «substantiellen» Bedeutung. Primitivisten wie Polanyi erkennen an, dass es noch andere das wirtschaftliche Verhalten von Individuen steuernde Kräfte gibt als materielle Gewinnmaximierung.

Selbst hier und heute regiert ja nicht ausschließlich die formale Ratio der Ökonomie, nicht nur der Markt; doch sind «Rechenhaftigkeit», wie Max Weber es genannt hat, und die Unterordnung aller Lebensbereiche unter den Primat der Wirtschaftlichkeit wesentliche Merkmale moderner Wirtschaftspraxis, die erst seit dem Spätmittelalter allmählich, verstärkt seit der Industriellen Revolution das ökonomische Handeln von Menschen zu dominieren begannen. Das schließt nicht aus, dass auch Akteure in Antike oder Mittelalter sich wirtschaftlich rational verhielten, doch seien vormoderne Ökonomien stärker als heutige «eingebettet» (*embedded*) gewesen in zahllose nichtwirtschaftliche Institutionen, behauptet Polanyi: das gesamte Regelwerk sozialer Normen und Praktiken, das menschliches Handeln – und eben auch ökonomisches Gebaren – bestimmt.

Polanyi hat ohne Frage insofern Recht, als Wirtschaft nicht im luftleeren Raum existiert, sondern bezogen ist auf andere Felder menschlichen Handelns und auf Institutionen, die diesem Handeln einen Rahmen vorgeben. Seine Kategorie des Eingebettetseins ist aber zu starr, weil dieser Satz eben nicht nur auf vormoderne Gesellschaften zutrifft. Ihr Rigorismus macht Polanyi und die Primitivisten blind für wirtschaftliche Entscheidungen antiker Akteure, die sich ihrem Schema entziehen: Wie zu sehen sein wird, kannte das Altertum sehr wohl Märkte, und es gab sogar ganze Gesellschaften, die ihre Existenz durch Markttransaktionen bestritten, wie die Phönizier (S. 43–53).

Einen Ausweg aus dem Dilemma weist die von Historikern

und auch Altertumswissenschaftlern inzwischen breit rezipierte Neue Institutionenökonomik des Wirtschaftsnobelpreisträgers Douglass North. North erkennt das Axiom der neoklassischen Theorie, dass Menschen, vor die Wahl gestellt, rationale Entscheidungen treffen, durchaus an. Er bricht aber mit der reinen Lehre insofern, als er als zweiten Faktor die von den Neoklassikern geflissentlich ignorierte institutionelle Umwelt des Menschen einführt: «Institutionen», schreibt North, «geben den äußeren Rahmen ab, in dem Menschen tätig werden und aufeinander einwirken.» In den Institutionen, nicht so sehr in den scheinbar für sich allein aussagekräftigen Daten und Fakten, sucht deshalb auch diese Wirtschaftsgeschichte der Antike nach Wegen zum Verständnis.

### **Lange Antike – kurze Antike**

Antike – das ist für die meisten Menschen noch immer Griechenland plus Rom, oder genauer: die Gesamtheit der durch griechische und lateinische Quellen zu erschließenden Geschichte. Sie fängt um 700 v. Chr. mit der archaischen Periode in Griechenland an und endet wahlweise im 5., 6. oder 7. Jh. n. Chr.: mit dem Fall Westroms (476 n. Chr.), dem Tod Justinians (565 n. Chr.) oder dem Beginn der islamischen Expansion nach dem Tod Mohammeds (632 n. Chr.). Es liegt auf der Hand, dass für eine Wirtschaftsgeschichte diese Epochen-einteilung wenig sinnvoll ist. Erstens ist ein Großteil der Quellen nicht literarischer, sondern materieller Art, und zweitens greifen die Prozesse, die das Wirtschaftsleben im, sagen wir, 2. Jh. n. Chr., als die Integration der Mittelmeerwelt unter dem römischen Adler ihren Höhepunkt erreichte, chronologisch wie geographisch weit über den Ausschnitt aus dem historischen Kontinuum hinaus, den der Begriff «klassische Antike» bezeichnet.

Benötigt wird also für dieses Buch ein anderer Antikenbegriff. Äußerer Rahmen der Erzählung ist der immens lange Zeitraum von den ersten Anfängen der Sesshaftwerdung vor knapp 11 000 Jahren in Vorderasien bis zum Ende Westroms im

5. Jh. n. Chr.: die «lange Antike». Sie schließt damit das Neolithikum, den Alten Orient der Bronze- und Eisenzeit einschließlich Ägyptens und die phönizisch-punische Mittelmeerzivilisation ebenso selbstverständlich ein wie die klassischen Zivilisationszentren Griechenland und Rom. Geprägt war die lange Antike über Tausende von Jahren zunächst von segmentären dörflichen Gesellschaften, aus denen sich in Vorderasien allmählich Städte und daraus Imperien entwickelten, die ein regionales System bildeten. Ökonomisch war ein zweites regionales System, der Mittelmeerraum, zwar bereits in der Bronzezeit, verstärkt ab der Eisenzeit lose, an Vorderasien angebunden, doch blieb dieses System politisch zunächst fragmentiert.

Einen Zeitenwechsel leitete der Alexanderzug nach Vorderasien ein, der beide Systeme politisch, wirtschaftlich, aber auch kulturell und für den geographischen Erfahrungshorizont ihrer Bewohner eng miteinander verklammerte. Die Fragmentierung hoben zunächst partiell die hellenistischen Territorialmonarchien im Osten, Karthago im Westen und schließlich Rom vollständig auf, das den gesamten Mittelmeerraum einschließlich des westlichen Vorderasien und Westeuropas unter seiner Herrschaft vereinte und in einen dichten Interaktionsraum verwandelte. Weniger dicht, dafür aber größer, war ein zweiter Interaktionsraum, der das erweiterte Mittelmeer, Nordostafrika, die Arabische Halbinsel, Iran, Zentralasien und Indien einschloss. Bezogen auf die bekannte Welt – die Zeitgenossen sprachen von «Oikumene» – bildete die Zeit von ca. 300 v. bis 300 n. Chr. den Rahmen für einen Prozess, der sich mit der Globalisierung der Moderne vergleichen lässt. Dieses Zeitfenster soll im Folgenden «kurze Antike» genannt werden.

Dieses Buch kann auf rund 120 Seiten keinen enzyklopädischen Überblick über die antike Wirtschaftsgeschichte bieten. Dafür sei auf die Fachliteratur in der Bibliographie verwiesen. Stattdessen möchte es in sieben kurzen Essays in ausgewählte Aspekte des Wirtschaftslebens im Altertum einführen. Der Blick ist zunächst auf die lange Antike gerichtet: Im Zeitraffer und in der Weitwinkelperspektive soll erklärt werden, wie eine Folge von «Revolutionen» allmählich die Voraussetzungen für Städte

und Imperien – die großen, in der Antike wirksamen kollektiven Akteure – schuf (Kapitel II). Die Geschichte findet ihre Fortsetzung in der fortschreitenden «Vernetzung», die allmählich in die Oikumene der kurzen Antike mündete (Kapitel III). Zu den «Helden» dieser Erzählung gehören, neben und chronologisch vor den Griechen, die Phönizier, die mit ihrem Fernhandel lokale Handelsnetze miteinander verknüpften und so überhaupt erst die Voraussetzungen für die Oikumene schufen.

Der Rahmen für alle folgenden Kapitel ist dann nicht mehr die lange, sondern hauptsächlich die kurze Antike: «Arbeit» bildete in einer kaum technisierten Welt noch mehr als heute die Voraussetzung dafür, dass der Natur durch Landwirtschaft, Gewerbe und die Erschließung natürlicher Ressourcen eine Existenzgrundlage abgerungen werden konnte (Kapitel IV). «Institutionen», die nach North den Rahmen abgeben für jede Entscheidung, die Menschen treffen, sind der Staat, seine Gesetze, aber auch Haushalt und Ehe, Werte und natürlich Märkte (Kapitel V). Neben Arbeit und Institutionen entscheidet der Faktor «Kapital» über die Leistungsfähigkeit von Wirtschaftssystemen; nimmt man jedoch das rationale Entscheidungsverhalten von Menschen ernst, so muss man auch nach der Bedeutung immaterieller Kapitalarten – Bildung, Einfluss, Ehre – fragen, die zu allen Zeiten ebenfalls hoch im Kurs standen, vielleicht aber besonders in der Antike (Kapitel VI). Der «Schluss» (Kapitel VII) stellt noch einmal neu die Frage nach der anthropologischen Gleich- oder Andersartigkeit antiker Wirtschaftswelten – und nach dem Sinn und Zweck des Geldverdienens.

Zwischen den Achsen, entlang derer sich dieses Buch auf seiner Entdeckungsreise fortbewegt, bleibt viel Raum für Probleme, die hier ungeklärt bleiben müssen. Die antike Sklaverei, die für Marx das Gesicht der ganzen Epoche prägte, kommt gemessen an ihrer Bedeutung viel zu kurz; dasselbe gilt für Faktoren wie Familie, Ehe und Geschlecht; eine angemessen ausführliche Erörterung der antiken Wirtschaftsethik, wie sie vor allem in der Philosophie Konturen gewinnt, könnte leicht allein einen Beck-Wissen-Band füllen; und die Behandlung des Alten Orients, besonders Ägyptens, wird manchem Aficionado allzu

kursorisch erscheinen. Freilich steht für alle genannten Themen inzwischen regalweise Spezialliteratur zur Verfügung, zu der das recht ausführliche Literaturverzeichnis im Anhang ein Wegweiser sein möchte.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)